



PROTEKTOR

MONSTERJÄGER MIT SOCKENSCHUSS

Die meisten Leute würden Klaus Holger wohl als Totalversager beschreiben. Seit er versehentlich Teile seiner illegalen Pornofilmsammlung an alle Empfänger des Firmennewsletters verschickt hat, ist er Langzeitarbeitsloser und hat wenig Antrieb. Doch sein Leben wird schlagartig spannender, als ihm Veronique begegnet, eine mysteriöse Schönheit. Danach sieht er seltsame Dinge und scheint mystische Kräfte zu besitzen. Denn sie hat ihn zum Protektor von Deutschland gemacht. Klaus muss erkennen: Das Böse ist real, es gibt Monster, Dämonen und Vampire (die NICHT glitzern!) – und er soll sie bekämpfen. Dass er dabei von einer Kuh begleitet wird, macht die Sache nicht eben leichter.

14,99 Euro

ISBN 978-3-940036-60-5



9 783940 036605



VERLAG TORSTEN LOW



PROTEKTOR



ANDRÉ
WIESLER



ANDRÉ WIESLER

PROTEKTOR



MONSTERJÄGER MIT SOCKENSCHUSS



VERLAG TORSTEN LOW

Über den Autor:



André Wiesler ist ein Mann vieler Talente. Er schreibt phantastische Romane wie diesen hier, steht als Lese-Komiker auf der Bühne, lehrt das Handwerk des Schreibens, arbeitet als Projektmanager und Spieleerfinder und ist nicht zuletzt glücklich verheiratet und Vater eines Sohnes.

Mehr Informationen zu ihm
findet man auf www.andrewiesler.de



ANDRÉ WIESLER

PROTEKTOR

MONSTERJÄGER MIT SOCKENSCHUSS

Ein lustiger Mysteryroman
von André Wiesler

Besuchen Sie uns im Internet
www.verlag-torsten-low.de

© 2016 by André Wiesler

Erschienen in der Edition Schwarm
(Verlag Torsten Low, Rössle-Ring 22, 86405 Meitingen/Erlingen)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Autors wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: Thomas Michalski, Janina Wiesler
Lektorat und Korrektorat: Saskia Schulte, Janina Wiesler
Protektorlogo: Volker Konrad
Satz: Thomas Michalski

Druck und Verarbeitung:
CPI books GmbH,
Birkstraße 10,
25917 Leck

Printed in Germany

ISBN der Druckausgabe: 978-3-940036-60-5
ISBN der EBookausgabe (MOBI): 978-3-940036-81-0
ISBN der EBookausgabe (EPUB): 978-3-940036-82-7

WIDMUNG

Für Volker Imhoff, der Großzügigkeit und Eitelkeit in einer liebenswerten Melange vereint!

DANKSAGUNG

Ich bedanke mich herzlich bei allen Unterstützern, die dieses Buch möglich gemacht haben (sortiert nach ihren Vornamen)!

Aimée Ziegler	Daniela Forni
Alexander Borchers	Dirk Busa
Alexander Gudenau	Dirk Pullem
Alexander Weise	Dominic Hladek
Andre Geist	Elina Lydia Müller
Andre Skora	Frank Holldorff
Andreas G. Schramm	Gabi Cervenka
Andreas Haubrachs	Gerhard Fertl
Anja Bagus	Hendrik Höfs
Anja Eble	Hermann Ritter
Anja Schünemann	Holger Christiansen
Anke Udelhoven	Hubert Plattfaut
Anne Wilming	Ines Zimzinski
Annelie Brux	Inga Fernandez
Bastian Werner	Inge Thriene
Beate Senft	Jan Kraeft
Benjamin Spang	Jan Seemann
Biggi Hirtz–Breitmar	Jan–Henry Klawun
Björn Weber	Janina Robben
Boris Bernhard	Jan–Tobias Kitzel
Carsten Thureau	Jen Adam
Christian Lange	Jens Große–Brauckmann
Christian Vogt	Jens Schönheim
Christoph Böhler	Johannes von Vacano
Christopher Hanke	Jöarch 's Bücherregal
Clemens Jaeckel	Jörg Häusler
Cornelia Ulrich	Jörg Hoss

Katharina Rohlfing
Katja Kölkebeck
Juri Bender
Maik Teufer
Manuel Vögele
Marco See
Mark Kruse
Markus Sudbrock
Martin Wagner
Mathias Blühdorn
Matthias Vogel
Mia Steingräber
Michael Bisanz
Michael Braun
Michael Heide
Michael Taheri
Michael Wilming
Moritz Mehlem
Niklas Kramer
Oliver Stadler
Patrick Jedamzik
Patrick Mozer
Patrick Postorino
Philipp Lohmann
Philipp Specht
Ralf Sandfuchs
Rebecca Pähler
Regine Lukosch
Sandra Baumgärtner
Sandra Stünkel
Sascha König
Sebastian Sterz

Silke Winkelsträter
Simon Albrecht
Sören van Heek
Stefan Cernohuby
Stefan Günster
Stefan Herzmann
Stefan Holzhauer
Stefan Joss
Stefan Metzig
Stefan Rau
Stefan Rosengarten
Stefan Schweikert
Steffen Dähne
Sven Böttcher
Sven Flottmann
Sylvia Schlüter
Tanja Coen
Tecno Smurf
Thomas Bender
Thomas Bles
Thomas Braun
Thomas Markwart
Thomas Renner
Tobias Apfelbaum
Tobias Dröst
Tobias Eilers
Tom Gudella
Tom Höfle
Ulrich Stempel
Viola Plötz
Volker Konrad

BESONDEREN DANK AN MEINE PROTEKTOREN IN AUSBILDUNG:

Elisabeth Engelhardt, Markus Plötz und Volker Imhoff

ZUDEM BEDANKE ICH MICH BEI:

Jan Coenen und Christofer Rott für ihre Unterstützung in Sachen toter Sprachen; Philipp Stapff für IT-Nerdhilfe; meiner Frau Janina und meinem Sohn Lorenz, die »Ich will noch Protektor schreiben« als Trumpf für so ziemlich alles andere akzeptiert haben und mich großartig unterstützen; Johannes von Vacano für seine sprachliche Goldwaage, die im Nanogrammbereich arbeitet; die Mädels von der Schreibgruppe (Inga Fernandez-Lopez, Sonja Beck, Jasmin Kischk, Kerstin Zegay, Sandra Stünkel), Michelle Weniger, die Fachfrau für Vampire und anderes Übernatürliches und Aimée M. Ziegler, mit der ich das große Nerdtum teile.

VORWORT DES AUTORS

Manche Bücher sind wie der Genuss eines guten Weines. Völlig überbewertet, viel zu teuer und eine Verschwendung von wertvoller Lebenszeit. Ich hoffe sehr, dass dieses Buch anders ist. Eher sowas wie eine gute Currywurst (zur Not auch vegetarisch), Pommes, Schranke. Nehmen, genießen und das vage schlechte Gewissen zusammen mit den Ketchup- und Majo-Resten wegwischen.

Es hat lange gedauert, bis es vom ersten Entwurf zu diesem fertigen Prachtstück geworden ist, das Du jetzt in den Händen hältst. Es hat die bittere Ablehnung deutscher Publikumsverlage erlebt, die der Meinung waren, lustige Mystery könne nicht funktionieren.

Es hat das gnadenlose Anbiedern seines Autors bei wildfremden Leuten mit ansehen müssen, während ich mittels Crowdfunding das Geld für eine erste Auflage zusammenbettelte wie ein zu dick geratener Wandermönch.

Dann wurde es Stunde um Stunde erst ins Leben getippt und dann von kundigen Händen (vielen Dank an meine Frau Janina und meine Lektorin Saskia Schulte) so lange bearbeitet, bis es formschön dalag.

Und jetzt ist es gedruckt beziehungsweise in digitale Form gestanzt und fertig und ich schäme mich nicht, einzugestehen, dass eine einzelne Freudenträne meine Wange hinunterlief, während ich »Ende« unter den ersten Entwurf schrieb.

Sie wurde abgelöst von lauten Flüchen und mehreren Kilo Schokolade, als mir wieder einfiel, dass den ersten Entwurf eines Buches zu schreiben maximal die halbe Arbeit ist. Jetzt würde überarbeitet, korrigiert, umgeschrieben und gestrichen werden. Aber was tut man nicht alles dafür, ein Buch zu schaffen, das die deutsche Phantastikszene umkrepeln wird? Ich weiß es nicht, denn der Protektor wird ganz sicher kein solches Buch sein. Soll er auch nicht – er soll ein Buch sein, das Dich unterhält, mit dem Du Dir die Zeit vor dem Einschlafen, eine doofe Zugfahrt oder Deine nächste Therapiesitzung beim Eheberater versüßt. Und wenn Du schmunzelst, freut sich ein Engel, und wenn Du sogar laut lachst, dann hat der Teufel einen Orgasmus.

Auf jeden Fall wünsche ich Dir viel Vergnügen bei der Lektüre dieses Buches. Wenn es Dir gefällt, lass es mich wissen, unter au-

tor@andrewiesler.de, auf meiner Facebook-Seite oder auf Twitter unter @Andre_Wiesler.

Wenn es Dir nicht gefällt, dann schreib Deine Meinung auf einen Zettel, steck ihn in eine Flasche und wirf ihn in einen Fluss. Wenn die Musen der Literatur Deine Meinung für wichtig genug halten, wird Deine Kritik mich erreichen.

Es gilt vielen Leuten dafür zu danken, dass es dieses Buch gibt. Zuallererst natürlich mal mir, wer hat den Kram denn schließlich geschrieben? Also, ich warte kurz, während Du mir dankst. Und dann verweise ich Dich auf die Leute, die irgendwo über diesem Vorwort stehen. Sie sind es, die mir im alltäglichen Kampf mit der Tastatur den Rücken freigehalten haben und die mir Vorschussvertrauen in Form von Crowdfunding-Unterstützungen gezollt haben. Vielen Dank an sie alle und natürlich an Dich, der oder die Du dieses Buch gekauft hast! Ohne sie und euch alle wäre dieses Buch voller leerer Seiten oder mein feuchter Traum geblieben!

Jetzt aber auf in die Welt von Klaus Holger, dem Monsterjäger mit Sockenschuss.

Dein André

P.S.: Es gibt auch ein Hörbuch zu diesem Buch.

P.P.S.: Man kann mich mit Lesungen und Comedy-Auftritten buchen: www.andrewiesler.de

P.P.P.S: Wenn Du dieses Buch hier raubkopiert hast, möge Dir das schlechte Gewissen Koliken und Aussatz bescheren. Aber ich biete Dir einen Ablasshandel an: Kauf das Buch, schenke es einem Freund, und wir sind quitt.



ANDRÉ WIESLER

PROTEKTOR

Ein humorvoller Mystery-Roman



ERSTES KAPITEL: ALTE FREUNDE (Knöpfe & Newsletter)

Es war Samstagabend und ich saß in meinem Fernsehsessel. Auf der Mattscheibe überboten sich dicke alte Frauen darin, die Vorteile von Stützunterwäsche anzupreisen, und tatsächlich ... vorher hatten sie einen dicken Bauch und danach hatten sie zwei dicke Bäuche, weil die eine Hälfte über der hornhautumbrärfarbenen Strumpfhose herausquoll und die andere als kompaktes Paket bis auf die Oberschenkel gepresst wurde. Der Schauer des Ekels, der mich daraufhin erfasste, dauerte mehrere Sekunden.

Dass ich mir das überhaupt ansah, war purer Faulheit geschuldet. Die Batterie in meiner Fernbedienung war, während ich im Eiltempo durch die Programme zappte, ausgerechnet in dem Moment ausgefallen, als ich bei einem der unzähligen Verkaufssender landete.

Das Erschreckend–Anziehende hatte mich gepackt, wie bei einem Verkehrsunfall, bei dem man die Augen einfach nicht von der Blutwurst nehmen kann, die mal ein Porschefahrer war, oder bei den zwei sich paarenden Schnecken in diesem komischen französischen Insektenfilm.

Die übertriebene Begeisterung der Verkäuferin war zudem das Höchstmaß an Lebensfreude, das in diesen Tagen meine trübe Kammer erhellte. Seufzend lehnte ich mich über den Rand des Sessels, um das Notebook vom Boden zu klauben. Es stand, fast wie in einer modernen Installation, auf dem schmutzigen Teppich, zwischen leeren Bierdosen, eingetrockneten Single–Mahlzeiten und unkaputtbaren Cola–Light–Flaschen – ja, ich achte auf meine Linie. Ich trug übrigens ein weißes ... ehemals weißes T–Shirt und kein Feinrippunterhemd, aber trotz dieses kläglichen Versuchs, das Klischee zu durchbrechen, war es wohl nicht zu verhehlen: Ich war

Langzeitarbeitsloser. Seit dem heutigen Mittag. Will sagen: Heute war der Schrieb vom Arbeitsamt eingetroffen. Entschuldigung, seit Neuestem nennt sich dieser Verein von Arbeitsverhinderern ja Agentur ... wollen wohl klingen wie die CIA, sind dabei aber so cool wie französische Barock-Lyrik. In dem Schreiben wurde mir jedenfalls mitgeteilt, dass ich ab dem nächsten Monat kein Arbeitslosengeld mehr, sondern Hartz IV beziehen würde.

Als wäre es Schicksal, hatte heute auch meine vor drei Monaten abgeschickte, letzte Bewerbung wieder im Briefkasten gesteckt, mit einem schicken Formbrief, bei dem unten der Pfad der Dokumentvorlage mit eingedruckt gewesen war: C:\Vorlagen\Bewerbungen\Absagen\Deppen_und_hoffnungslose Fälle.doc

Ich hoffte, ich zählte als einer der hoffnungslosen Fälle. Wenn sie mich angestellt hätten, wäre ihnen so ein Fauxpas übrigens nicht passiert, denn ich war IT-Fachmann und Programmierer. Oder, wie meine Mutter immer sagte: »So ein Computerhansel.« Sie sagte es nicht ohne Stolz und mit der Bewunderung der Unwissenden, aber es schwang auch immer das Bedauern mit, dass ich den Kurzwarenladen der Familie nicht hatte weiterführen wollen, als mein Vater in Rente ging. Ich dachte an den alten Kauz zurück.

Es ist 1994. Ich bin gerade sechzehn geworden und seit vier Wochen keine Jungfrau mehr, was wohl als Highlight der vergangenen Jahre angesehen werden muss, auch wenn sie fast zehn Jahre älter und fünfzig Kilo schwerer war als ich.

Mein Vater wird der *Knopfkönig* genannt. Das hat nicht etwa damit zu tun, dass er eine Märchengestalt wäre, auch wenn er aussieht wie eine Mischung aus dem bösen Wolf und dem Froschkönig. Er hat vielmehr im Großraum Köln-Düsseldorf-Wuppertal die umfangreichste Auswahl an Horn-, Plastik- und Metallknöpfen. Es ist ein langer Neujahrstag, an dem ich volltrunken direkt von der Silvesterparty in den Laden komme, um an der Inventur teilzunehmen. Kaum bin ich drin und halte mich an der Vitrine mit den alten Schmuck- und Elfenbeinknöpfen fest, kommt mein Vater auch schon auf mich zugestapft. Er hat ein Klemmbrett vor sich, schaut darauf und sieht dann mit kaum verhohlener Vorfreude zu mir auf. Seine Oberlippe zuckt dabei, was wegen seiner großen Schneidezähne an einen Hasen beim Orgasmus erinnert.

»Klaus«, spricht er mich an. »Zähl du mich mal die Platt- und Schlupfknöpfe, Messing und Kupfer.« Ich habe es längst aufgegeben, seine Horror-Grammatik zu korrigieren, beiße die Zähne zusammen und wappne mich, denn ich weiß, was jetzt kommt.

»Und dann kannst du dich die eckigen Knöpfe vornehmen.«

Diesen Scherz macht mein Vater mit der Regelmäßigkeit einer Steuerprüfung und der Verlässlichkeit einer Zugverspätung jedes Jahr wieder. Es gibt im ganzen Laden keinen einzigen eckigen Knopf – die verkauft mein Vater aus Überzeugung nicht. Ich könnte an dieser Stelle über die Physik der Knopfform ins Detail gehen, wurde sie mir doch immerhin mit der Muttermilch eingetrichtert (oder eher Vatermilch, aber das klingt irgendwie anstößig), doch das erspare ich mir.

Er starrt mich Beifall heischend an und ich sage, einen Würge-reiz unterdrückend: »Ha ... örg ... ha ...«

Jetzt platzt es aus meinem Vater heraus, er lacht schallend, klopft erst sich auf die Oberschenkel und dann mir auf die Schulter, was mich beinahe zu Boden schickt, denn elf Pils machen in meinen Innereien ein paar Jägermeister zu Gejagten.

Während mein Vater sich noch immer vor Lachen ausschüttet, schlurfe ich zum Knopffregal und fange an, die in unzählige kleine Kästchen einsortierten Knöpfe zu zählen.

Das Telefon klingelt, und mein Vater verschwindet für eines seiner berüchtigten Beratungsgespräche in das Hinterzimmer, während ich bei den *Messingschellen, Größe 1 (für Karneval etc. usw. o. Ä.)* angekommen bin. Die kleinen, glänzenden Dinger sehen lustig aus und ich wette mit mir selbst, wie viele ich davon herunterschlucken kann, bevor mein Vater wieder auftaucht. Ich schaffe 34, was jedoch nur daran liegt, dass wir nicht mehr auf Lager haben, so viel Stolz sei erlaubt.

Dann kommt mein Vater endlich wieder zum Vorschein. Er schüttelt den Kopf und sagt: »Das war sich die alte Schamutzke ... wollte wissen, ob ich'n Radioknopf für sie haben tu.«

Das nun reißt mich, bierselig wie ich bin, in einen schellen-klingenden Lachanfall, der Verstärkung von einem Schluckauf bekommt. Wenige Augenblicke später knie ich vor der Kloschüssel und übergebe mich so musikalisch wie nie zuvor.

Unkaputtbare Mehrwegflaschen waren übrigens gar nicht unkaputtbar. Wenn man genug Langeweile, eine gesunde Missachtung für die eigene Gesundheit und eine Kochplatte hatte, auf die man verzichten konnte, bekam man sie kaputt. Oder wenn man kochendes Wasser hineinfüllte und sie in ein bereitstehendes Bad mit Eiswasser fallen ließ. Und auch ein Vorschlaghammer könnte ihnen sicher mit genug Fleiß den Garaus machen, aber den Beweis dafür bleibe ich bis auf Weiteres wegen meiner übertrieben lärmempfindlichen Nachbarn schuldig.

Ich legte mir das Notebook auf den Schoß und klappte es auf. Kurz ging mir durch den Kopf, ob der Elektrosmog direkt über meinen Kronjuwelen an meinem Problem schuld sein könnte, doch dann verwarf ich den Gedanken.

Sex mit sich selbst war immerhin besser als gar kein Sex. Aber gar kein Sex hatte auch seine Vorteile. Man hatte mehr Zeit für andere Sachen.

Mein Lachen übertönte sogar den Trockenorgasmus der geriatrischen Verkäuferin auf der Mattscheibe, die gerade verkündete, dass die Unterwäsche in Hautfarben und Rosé bereits ausverkauft sei.

Das Letzte, was ich brauchte, war mehr Zeit. Ich wusste ja ohnehin kaum, wie ich die Tage herumbringen sollte. Die gängigen Drogen wirkten bei mir nicht sonderlich gut: Das Fernsehen bot mir keine Ablenkung, besaufen konnte und wollte ich mich nicht ständig und seit meine Beinahegattin mich vor fast neun Monaten verlassen hatte (da sind wir wieder beim Thema Sex und Potenz) konnte ich mich nicht mal mehr streiten.

Dabei war ich so motiviert gewesen, nachdem ich rausgeflogen war. Ich hatte Hunderte von Bewerbungen verschickt, hatte mir vorgenommen, all die Bücher endlich mal zu lesen, die sich in drei Säulen neben meinem Bett stapelten (und die mittlerweile zur Standfläche meiner »Minibar« geworden waren). Ich wollte eine weitere Fremdsprache lernen, Yoga, Töpfern oder irgendwelche anderen VHS-Kurse belegen. Aber als die ersten paar Dutzend Absagen eingetrudelt waren, die drei Monate Bezugssperre wegen »eigenverschuldeter Kündigung« meine Ersparnisse aufgezehrt hatten und Estephania (oben erwähnte Verlobte) mir das Herz herausgerissen und darauf gespuckt hatte, war der Elan recht schnell verloren gegangen.

Das Notebook brauchte lang, um einen aktiven W-LAN-Zugang zu finden. Meine Nachbarn hatten die unangenehme Eigenschaft, ihre W-LAN-Router immer auszuschalten, wenn sie nicht selbst online waren. Es war nachgerade ein Wunder, dass sie nicht auch die gesetzlich verordneten Energiesparlampen herausdrehten, wenn sie die Zimmer verließen. In meiner Lampe strahlten noch immer drei protzerische 100-Watt-Birnen mit der Sonne um die Wette. Das sparte ja auf der anderen Seite wiederum erhebliche Heizkosten.

Zum Glück wohnte unter mir ein Student, der den ganzen Tag illegal Filme in HD saugte und so seine Leitung dicht machte, dafür aber dann die ganze Nacht über *World of Warcraft* zockte, so dass ich ab neun meist einen zuverlässigen Anschluss besaß. Sicher war das illegal, aber was sollte ich machen? Die Telekom hatte mir den Zugang abgeklemmt, nachdem ich einen ihrer Techniker gebissen hatte (nein, dafür gibt es keine Rückblende, das ist mir heute noch peinlich), und ich traute mich nicht, einen neuen zu beantragen, weil er dann vielleicht Anzeige erstatten würde.

Während das Notebook endlich ein Netz fand und sich einloggte, nahm ich die zurückgeschickte Bewerbung noch einmal zur Hand. Sie war in der Mitte geknickt und an einer Ecke angestoßen, weil der Briefträger die Wut über seinen miesen Job und das schlechte Wetter immer an meiner Post ausließ. Vielleicht hätte ich auf seine Weihnachtsgrüße nicht antworten sollen: »Wollen Sie jetzt ein Trinkgeld? Bei der Menge an Post, die ich kriege, sollten Sie lieber mir eines geben, immerhin bezahlt mein Porto Ihr Gehalt.«

Der Knick verlief genau durch das Foto, das ich extra für die Bewerbungen hatte machen lassen, und der Mann darauf war nicht mehr der, den ich morgens im Spiegel sah. Zum einen war er rasiert und hatte kurzes, schwarzes Haar, das durch einen selbst eingefügten Photoshop-Effekt leicht schimmerte. Das Gesicht zierte ein selbstsicheres Lächeln, bei dem sich keine von Bier und Fastfood aufgeschwemmten Wangen nach außen wölbten (kaschiert nur vom struppigen Bart), und das dunkle Jackett, das weiße Hemd und die schmale Krawatte ließen ihn souverän und zuverlässig wirken. Ich blickte an meinem T-Shirt hinab und zählte Flecken von elf verschiedenen Mahlzeiten darauf. Vielleicht sollte ich es mal wechseln.

Warum hatte dieser smarte Kerl auf dem Bild bloß keinen Job bekommen? Ich blätterte weiter und das Arbeitszeugnis meiner letzten Arbeitsstelle kam mir mit einem Vertigoeffekt entgegen, als stünde Hitchcock hinter der Gardine und riebe sich die Hände.

Es war, gelinde gesagt, miserabel, und dabei noch das Beste, was meine Anwältin hatte herausholen können. Dabei bin ich, das möchte ich vorausschicken, wirklich gut in meinem Job. So gut, dass mich die Arbeit bei *Jongemann und Söhne, Damenhygiene Import und Export International* einfach nicht mehr als drei Stunden am Tag beschäftigt hatte. Da hatte ich eben angefangen, mich anderweitig auszulasten. Es war vermutlich tatsächlich nicht das Schlauste gewesen, meine illegalen Downloads und meine Pornosammlung auf dem Firmenserver abzulegen. Oder über den Firmenanschluss mit meinem alten Schulkollegen Hannes in Südafrika zu telefonieren. Aber das waren andere Zeiten, damals.

Heute ist wieder ein besonders öder Tag, also lade ich eine Menge Krempel auf den Firmenserver hoch, während ich mit Hannes telefoniere, der mir die Vorzüge südafrikanischen Obstes schildert. Wenigstens hoffe ich, dass er von Obst spricht.

Die Uploads sind abgeschlossen und ich packe gerade die neuesten Downloadlinks in eine Rundmail, als mich die Gerhardt per Skype annervt. Ein kleines Textfenster erscheint mit dem Geräusch einer geöffneten Flensburgerflasche auf meinem Bildschirm und verkündet: »Lieber Klaus, es wäre supi, wenn du den Newsletter HEUTE noch rauschicken könntest. Kussi, Rita.«

Allein für dieses Supi sollte ich ihre Festplatte mal formatieren, aber bevor sie mich auch morgen noch damit nervt, schalte ich rasch um, programmiere den Newsletter zu Ende. Dabei höre ich Hannes weiter dabei zu, wie er von »prallen, süßen Melonen« und »geilen, knackigen Äpfeln« spricht. Langsam werde ich misstrauisch ...

Eigentlich will die Gerhardt den Newsletter noch mal gegenlesen, aber das ist mir heute zu stressig. Also haue ich das Ding einfach so raus.

Es vergeht ungefähr eine Viertelstunde, dann klingelt mein Telefon, intern, die Nummer der Gerhardt.

»Hör mal, Hannes, wir sprechen morgen ...«

»Klar, kein Problem«, schnattert er mir ins Ohr und hat aufgelegt. Ich schaue den Hörer noch einen Augenblick an, dann nehme ich das andere Gespräch entgegen.

»Äh ... Klaus ...«, fängt sie an.

»Ja, Rita?«, frage ich und widerstehe dem Drang, das Telefon aus der Buchse zu reißen, über den Flur zu stürmen und sie mit der Schnur zu erdrosseln.

»Klaus ... da scheint im Newsletter etwas mit dem Artikel elf Strich EU Querstrich neun schief gelau...«

Ihre Stimme versagt und ich höre im Hintergrund lautes Stöhnen aus ihren Computerlautsprechern. Eis breitet sich in meinem Magen aus und ich rufe den Newsletter auf. 11–EU/9, was ist das noch mal?

Ah ja, hygienische Einmalhandschuhe, Einheitsgröße. Die sind neu im Programm, und irgendein Vollidiot hat sich gedacht, dafür bräuchte man eine Video–Anwendungsanleitung, weil die Leute ja nicht wissen, wie man beschissene Gummihandschuhe anzieht.

Ich klicke auf den Link und erstarre, als der Browser kurz nachlädt und dann ein Video abspielt, in dem zwar ebenfalls Handschuhe vorkommen und sie werden auch, im weitesten Sinne des Wortes, angewendet, aber die Art des Einsatzes entspricht mit den daran beteiligten Körperöffnungen wohl nicht den Vorstellungen meiner Chefin – oder denen unserer 14.369 Kunden, die den Newsletter erhalten haben. Und ich sage Kunden, weil davon 90 % männlich sind. Warum die einen Newsletter zu Damenhygieneartikeln beziehen, will ich gar nicht wissen. Aber sicher ist: Ich bin am Arsch.

Die Staatsanwaltschaft stellte damals das Verfahren wegen Urheberrechtsverletzung gegen eine erhebliche Geldsumme ein, die geschädigten Film– und Softwarefirmen waren weniger genügsam. Unterm Strich blieb mir vom Arbeitslosengeld darum ungefähr ein feuchter Furz, von dem ich auch noch Miete, Essen und den Rest bezahlte. Kein großer Unterschied zu Hartz IV.

Ihr werdet verstehen, dass unter diesen Umständen der Drang, einer neuen, geregelten Arbeit nachzugehen, um dann lange, lange Jahre auch nicht mehr Geld zur Verfügung zu haben, schnell nachließ. Wenn man erstmal genug Selbstwertgefühl abgelegt hat, lebt es sich ganz erholsam am unteren Rand der Gesellschaft.

Ich pfefferte die Bewerbung in die Ecke und köpfte damit die Sonnenblume, die das letzte Bisschen Natur in meinem Wohnzimmer darstellte. Ich schreibe bewusst nicht »das letzte Bisschen Grün«, denn grün war sie schon lange nicht mehr, und außerdem gab es in meiner Spüle eine Menge pelzigen Belags in satten Grüntönen.

Endlich gab mein Notebook das ersehnte Ping von sich und ich war online. Sofort prasselten Skype-, Facebook- und Twitter-Nachrichten auf mich ein. Lauter interessante Leute da draußen.

Zumindest waren sie interessanter, als auf die Wand zu starren oder sich den Beleidigungen auszusetzen, welche die Fernsehsender Programm nannten.

»Wo warsn?«, wollte Hammer911 wissen, und ich berichtete ihm nicht ganz wahrheitsgemäß: »hab grad ne alte hier.«

Orthografie und vor allem Großschreibung hatte ich mir weitgehend abgewöhnt. Wenn dies hier jemals in einem Buch erscheinen sollte, hat sich vermutlich eine tapfere Lektorin bereits die gesamte Kauleiste daran ausgebissen, es in eine lesbare Form zu bringen.

»Geil?«, hakte Hammer911 nach, und ich schrieb nur knapp: »total!«, denn jetzt öffnete sich das Fenster von Julia_Love, die mir vorschlug: »Ich möchte dir schmutzige Sachen ins Ohr flüstern, während du kommst.«

So verlockend das auch klang, war es doch zu schön, um wahr zu sein, also korrigierte ich meinen Spamschutz nach. Die Hälfte der Fenster schloss sich daraufhin und ebenso viele Einträge verschwanden aus den Freundes-Listen der Programme.

»Das schon gesehen?«, fragte mich Honkomaster, zu dem ich eine locker-freundschaftliche Beziehung pflegte. Es folgte ein endlos langer Link, den ich anklickte, um einem Motorradfahrer dabei zuzusehen, wie er von der Straße abkam und mit dem Kopf in einem Pferdehintern landete. Ich antwortete mit einem lustigen Video, bei dem sich eine niedliche Cheerleaderin ein Bein brach. Ja, ich weiß, es heißt eigentlich nur Cheerleader, aber ich möchte verhindern, dass jemand auf die Idee kommen könnte, ich würde eine männliche Hupfdohle niedlich nennen. Dabei bin ich keineswegs homophob, muss aber das Bisschen natürlichen Machismo, den die Natur mir mitgegeben hat, eisern verteidigen. Wenn ich

nicht gut aufpasse, komme ich sonst noch im rosa Ballettkleidchen im Stadtpark wieder zu mir.

Der Abend ging also mit eitlem digitalen Smalltalk ins Land, bis mein Handy klingelte. Es war ein einfaches Prepaid, denn auch Telefon wollte mir die Telekom nicht geben. Guthaben war auf der Karte schon lange nicht mehr, anrufen konnte man mich jedoch auch weiterhin.

Die Nummer war unterdrückt, doch mir wurde schmerzlich bewusst, dass ich seit drei Tagen mit niemandem mehr gesprochen hatte (also unter Zuhilfenahme meiner Stimmbänder) und so ging ich trotzdem dran.

»Ja?«

»Rate!«, rief eine begeisterte Stimme, die ich sofort wiedererkannte.

»Hannes?«

»Genau! Rate!«

»Du hast jetzt ...«, setzte ich an, aber ein Satz, den Hannes mich am Telefon zu Ende sprechen ließe, musste aus weniger als drei Silben bestehen.

»Ich bin im Land!«, sagte er. »Wir beide, heute Abend, Disse.«

»Ach, ich ...«, versuchte ich all die wichtigen Dinge unterzubringen, die mich heute Abend banden. Der Chat mit Till Schweiger auf Pro7.de beispielsweise, denn ich wollte den Kerl schon immer mal fragen, ob Pinocchio ihn bereits verklagt hatte, weil er seinen hölzernen Schauspielstil abkupferte, oder ob sich Kermits Anwälte gemeldet hätten, weil der Frosch seine Stimme wiederhaben wollte.

»Alter, morgen muss ich wieder weg. Also, heute!«

Ich wollte Hannes schon gern mal wiedersehen. »Ich habe gerade ...«

»Geht alles auf mich!«

Das gab den Ausschlag. »Okay.«

»Ich hol dich um elf ab.«

»Ich warte unten.«

Hannes legte auf. »Hallo?«, fragte ich wider besseren Wissens, ließ das Handy sinken und erschrak, als ich auf die kleine Uhr im Computerbildschirm blickte: 22:00. Ich hatte nur noch eine Stunde, um zu duschen, mich umzuziehen und zwei Kilometer durch die Stadt zu laufen, denn ich würde Hannes ganz sicher nicht ver-

raten, dass ich aus meiner schicken Eigentumswohnung in dieses Loch gezogen war. Ich würde ihn darum vor meinem alten Haus erwarten und hoffte, dass er einigermaßen pünktlich war, denn es war ziemlich kalt.



ZWEITES KAPITEL: RENTNERINNENJAGD (Lucy-Kurs)

Hannes war pünktlich. Er fuhr mit einem Wagen vor, den er vermutlich nicht bei Sixt bekommen hatte, es sei denn, man hatte dort jetzt tiefergelegte, rote Corvettes im Angebot, deren Soundanlage leistungsstark genug war, um die Scheiben in der ganzen Straße zum Vibrieren zu bringen.

Ich wartete hinter einem Kleinlaster, den ich als Windschutz genutzt hatte. Hannes fuhr erst einmal vorbei, um dann schlingend und mit quietschenden Reifen zum Stehen zu kommen. Das Dröhnen treibender Karibikrhythmen ließ mir schon bei geschlossener Tür fast die Plomben schmelzen, trotzdem drückte Hannes mehrfach auf die Hupe, als wäre es auch nur entfernt denkbar, dass ich ihn noch nicht bemerkt hatte.

Ich öffnete die Tür, rief: »Hi!«, ließ mich in den viel zu tiefen Schalensitz fallen und drehte erstmal die Musik leiser. Gerade rechtzeitig, um ein erbostes: »Scheißekopfsarsch, mache-su leise da unten!« von oben zu hören. Das war Vater Gönüleri, der vermutlich die orientalische Musik nicht mehr hören konnte, die bei ihm Tag und Nacht dudelte. Ich hatte früher unter den Gönüleris gewohnt und schon nach drei Wochen Klassiker wie »Sana Söz« und »Katula Katula« mitsingen können.

Hannes nickte mir zu, wobei sein brettthart nach hinten gegeltes Haar sich nicht ansatzweise bewegte, ebenso wenig wie der steif hochgewichste, breite Schnurrbart, der Federohrring im Ohr dafür aber umso wilder baumelte.

»Alles klar?«, fragte ich.

»Ja«, sagte er. »Selbst?«

»Muss«, gab ich zurück. »Bronko?«

»Funkpalast«, korrigierte er meine Zieleinschätzung und gab Gas. Zwanzig Minuten auf der Autobahn rasten in Stille an uns vorbei. So redselig Hannes am Telefon war, so maulfaul gab er sich im direkten Gespräch.

Erst als wir abfuhrten und Hannes zum Tanken anhielt, warf er mir einen Seitenblick zu und sagte: »Siehst scheiße aus.«

Ich zuckte mit den Schultern und er stieg aus, beugte sich dann aber noch mal durch die offene Tür hinein: »Hättest dich ja wenigstens mal rasieren können.«

»Dito«, gab ich zurück, was mir einen Mittelfinger einbrachte. Ich klappte die Sonnenblende herunter und musterte mich in dem Spiegel, der erstaunlich groß ausfiel. Vermutlich für die Ischen, die man in so einem Wagen mit größter Wahrscheinlichkeit auf dem Beifahrersitz vermuten durfte.

Der Bart war tatsächlich ein bisschen wild gewuchert, und der Versuch, ihn unter Zeitdruck mit der Küchenschere zu stutzen, hatte das Gesamtbild nicht aufgewertet. Direkt am Kinn klaffte jetzt eine große Schneise und links war der Bart erkennbar länger als rechts. Ich wuschelte hindurch, in der Hoffnung, dem Gestrüpp einen verwegenen Look zu verpassen, aber es war vergebens. Dann legte ich den Kopf schräg und tatsächlich wirkte der Bart nun gleichlang – dafür aber mein Gesicht schief. Das brachte auch nichts.

Hannes riss die Tür auf und ließ sich in den Wagen fallen. »Lippenstift auffrischen?«, kommentierte er das Bild, das sich ihm bot.

»Sehr witzig«, gab ich zurück. »Warum bist du eigentlich so bleich?«

Für jemanden, der sein Leben praktisch am Äquator verbrachte, sah er ziemlich käsig raus.

»Tod«, sagte er, startete und preschte los.

Es war ein wenig verwunderlich, dass ich die Argumentationskette, die sich hinter diesem einen Wort verbarg, noch immer verstand, obwohl wir uns seit über einem Jahr nicht mehr gesehen hatten.

Der Gedankengang war folgender: Hannes hatte Angst, von der gleißenden afrikanischen Sonne Hautkrebs zu bekommen und eines qualvollen Todes zu sterben, darum hielt er sich von der Sonne fern und war so bleich. Die Angst vor wuchernden Zellen hin-

derte ihn aber nicht daran, zu rauchen, zu saufen und dem Begriff Promiskuität eine ganz neue Dimension zu verleihen. Er gab das immense Vermögen, das die Weingüter seines Vaters abwarfen, mit beiden Händen aus.

Wir erreichten nach einigen weiteren Schweigeminuten den Parkplatz der Disko, wo Hannes zwei Kleinwagen abdrängte, den Motor ordentlich aufheulen ließ, um das Weibsvolk auf sich aufmerksam zu machen, und dann schwungvoll auf eine Parklücke zugpreschte.

Er wandte sich mir zu und sagte mit bedeutungsschwerer Stimme: »Negerfrauen sind der Hammer!«

Bevor ich ihn darauf hinweisen konnte, dass seine Aussage ebenso politisch unkorrekt wie frauenfeindlich und zudem völlig unmotiviert war, tauchte plötzlich eine alte Frau direkt vor der Motorhaube auf.

»Brems!«, befahl ich und Hannes stieg in die Eisen, aber zu spät. Die kleine Gestalt wurde auf die niedrige Motorhaube geschaufelt, rutschte bis zur Scheibe, wo sie kurz antitschte, um dann langsam, aber unaufhaltsam wieder hinunter auf den Asphalt zu gleiten.

»Scheiße!«, rief Hannes. »Der Lack!«

Ich starrte ihn entgeistert an, sah wieder nach vorne, wo nur noch ein in gestreifte Socken gehüllter Fuß zu sehen war, der sich an der Stoßstange verfangen hatte, und dann wieder zu ihm.

Gleichzeitig stiegen wir aus, ich lief nach vorne zu der am Boden liegenden Frau, Hannes fuhr mit der Hand über seine Motorhaube, um nach Beulen und Kratzern zu suchen. Er wurde offensichtlich fündig, denn während ich hilflos neben der Frau auf die Knie sank, murmelte er: »Das zahlt die Schlampe!«

Die alte Frau lag auf dem Rücken, die Beine unzüchtig gespreizt, und ihre zahlreichen Röcke waren weit hochgerutscht. Weit genug, um mir zu zeigen, dass ihre Strümpfe halterlos waren und an rosa Strapsen hingen.

Scheiße, wir haben Pippi Langstrumpf überfahren, schoss es mir durch den Kopf, während ich den Blick langsam nach oben wandern ließ, über mehrere alte Hemden, die eine zum Teil falsch zusammengeknöpfte Masse bildeten, bis zu ihrem Gesicht. Die gute Nachricht war, dass ihr Gesicht nicht zerkratzt oder eingedrückt war; die schlechte, dass es sie nur hätte schöner machen können.

Eine riesige, krumme Nase mit einer fetten Warze darauf schob sich aus einem Faltenmeer. Der Mund mit schmalen, blassen Lippen war weit genug geöffnet, um schiefe, verfaulte Zähne zu offenbaren. Die buschigen Augenbrauen wucherten so wild, dass nur die drei langen, schwarzen Haare länger waren, die aus einer Warze an ihrem Kinn wuchsen. Sie waren dick wie Spinnenbeine und schienen bei jedem der schwachen Atemzüge der Alten zu zucken. Die faltigen Lider waren geschlossen, aber so flach, dass man glauben konnte, die Frau habe keine Augen im Kopf.

Passt ja, so wie die vors Auto gerannt ist, dachte ich.

Plötzlich röchelte die Alte und die Spinnenbeine tanzten nicht mehr.

»Hannes!«, rief ich erschrocken. »Die atmet nicht mehr.«

»Was? Ne!«, rief er besorgt. »Wenn die abkratzt, kann ich das selbst löhnen! Mach was!«

»Bin ich Jesus? Kann ich heilen?«, gab ich gereizt zurück und hob die Hände, um ihm zu zeigen, dass sie keine Löcher hatten. »Was soll ich denn machen?«

»Mund-zu-Mund-Beatmung«, sagte eine Stimme hinter mir und als ich erschrocken herumwirbelte, sah ich eine kleine Traube Schaulustiger, die sich um uns versammelte.

»Nein!«, entfuhr es mir entsetzt.

»Lassen Sie mich durch!«, rief da zu meiner großen Erleichterung jemand und arbeitete sich nach vorne durch. »Lassen Sie mich durch, ich bin Arz...« Jetzt hatte er den Unfallort erreicht, sah die Alte am Boden liegen und verstummte mitten im Wort. »Lassen Sie mich durch, ich bin spät dran!«, fuhr er nach einem kurzen, beschämten Blick zur Seite fort, stieg über die Bewusstlosen und drängte sich auf der anderen Seite mit umso größerer Vehemenz durch die Reihen der Gaffer. »Lassen Sie mich durch!«, rief er erneut und klang jetzt panisch.

Während ich dem Verpisser entgeistert nachsah, verkündete eine dicke Frau mit Kennermiene: »Gleich isse hin!«

»Klaus, mach voran!«, drängte mich Hannes.

In Notsituationen neigte ich dazu, zu tun, was man mir sagte, also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und drehte mich der Alten wieder zu. Sie hatte eine alte Wunde am Kinn, aus der dicker, gelber Eiter lief, so dass ich nicht wusste, wo ich hinpa-

cken sollte, um ihren Kopf zu überstrecken, wie ich es damals gelernt hatte.

Es ist ein schöner Sommertag, den man eigentlich im Freibad oder im Park verbringen sollte, vor allem, wenn man gerade achtzehn geworden und verliebt ist. Na gut, scharf ist ... auf Lucy Trümmer, die nicht nur einen Namen wie eine Pornodarstellerin hatte, sondern auch die passende Figur. Sie hatte mich in der Woche zuvor gefragt, ob ich nicht an einem Erste-Hilfe-Kurs mit ihr teilnehmen wollte.

»Mund-zu-Mund-Beatmung? Brustmassage?«, fragte ich wenig subtil.

Sie lachte, warf das lange Haar zurück und sagte: »Das heißt glaube ich anders, aber so was, genau.«

Darum bin ich nun hier, Lucy sitzt neben mir, im kurzen Rock und bauchfrei, und der Kurs beginnt. Zuerst ist er recht interessant, dann wird es langweilig, daraufhin öde und schließlich ist es unerträglich. Darum weckt mich die Verkündung des Kursleiters, eines bebrillten, dicken Johanniters, dessen weißes Polohemd gute drei Nummern zu klein ist, aus einem unruhigen Halbschlaf: »Dann wollen wir das jetzt mal praktisch versuchen.«

Sofort bin ich hellwach, gebe vor, mir die Schuhe zubinden zu müssen, checke unter dem Tisch rasch noch einmal meinen Atem und werfe einen vorfreudigen Blick auf Lucys Oberschenkel. Als ich wieder hochkomme, lässt der Malteser Mops gerade einen Plastiktorso auf den Boden fallen.

»So, das ist der Otto.« Er lacht, als wäre an diesem ausdruckslosen Stück Plastikschratt irgendwas komisch. »So nennen wir den hier. Also, wer will anfangen?«

Ich hebe langsam, wie ferngesteuert die Hand. »Ja, äh ...« Ein Blick auf die Teilnehmerliste. »Holger?«

»Klaus!«, korrigiere ich wie in Trance und frage: »Was soll denn der Scheiß?«

Das bringt ihn aus dem Konzept. »Bitte?«

»Da, der Typ, das Otto ... wofür soll das gut sein?« Langsam vertreiben Wut und Enttäuschung das Entsetzen.

»Na ...« Er sieht sich um, als warte er auf ein Stichwort von den anderen Kursteilnehmern, die mich anstarren. Als keines

kommt, sagt er: »Daran üben wir die Mund-zu-Mund-Beatmung und die Herz-Lungen-Massage.«

»Nein!«, rufe ich lauter als beabsichtigt und blicke in Lucys Ausschnitt hinab. »Wer braucht denn schon so einen Technikdreck? Kampf der Automatisierung! Computer töten Arbeitsplätze.« Mit jedem Wort bin ich lauter geworden.

Der Dicke kommt auf mich zu und gibt mir eine Ohrfeige. Ich sacke verblüfft auf meinen Stuhl zurück und reibe mir die schmerzende Stelle.

»Das muss man manchmal machen«, erklärt er dem Raum, »wenn jemand hysterisch wird.«

Ich gucke Lucy an, aber die rückt von mir weg. Wie es aussieht, bleibt Otto heute mein einziger Sexualkontakt.

Die Alte atmete noch immer nicht. Ich musste mich beeilen, also schlang ich mir kurzentschlossen die Haare der Warze um die Finger, zog das spitze Kinn daran nach unten und presste, bevor ich es mir anders überlegen konnte, den Mund auf die sich schmatzend öffnenden, schmalen Lippen der Frau.

Im selben Moment, wo ich ihre kalte, vor Trockenheit knisternde Haut berührte, schnellten ihre Arme hoch, packten mich im Nacken und sie verwandelte die Lebensrettungsmaßnahme in einen leidenschaftlichen Kuss. Von ihrer Seite leidenschaftlich vor Wollust, von meiner leidenschaftlich in dem Begehren, von ihr wegzukommen. Ihre dicke, viel zu lange Zunge presste sich in meinen Mund und zuckte darin umher wie ein sterbender Aal.

Endlich schaffte ich es, ihren grotesk starken Griff zu lösen und rutschte zurück, aber sie bekam mich an den Haaren zu fassen und zog mein Gesicht wieder über ihres. Ihre Augen flatterten auf und glühten in einem unirdischen, pulsierenden Blutrot.

»Du wirst leiden, für die Welt, an der Welt, in der Welt«, raspelte sie mit rauer Stimme, die viel zu dunkel für ihre schmale Gestalt war. »Leiden, für das Gute, am Bösen, im Raum zwischen dem, was nicht sein darf und was sein muss.« Aus ihrem Mund strömte mir eine eisige Kälte entgegen, so dass mein eigener Atem zu Wolken gefror.

»Scheiße, hast du einen Mundgeruch«, entfuhr es mir. Da lachte sie wie eine Irre und ließ mich los. Während ich zurückwich

und würgend ausspuckte, sprang sie mühelos auf die Beine, trat im Vorbeilaufen den Scheinwerfer der Corvette ein und war im Nu im Dunkel der hinteren Autoreihen verschwunden.

»Was sollte das denn?«, fragte Hannes.

Ich winkte ab, spuckte erneut aus und hob die Hand zur Wange. Die Fingerspitzen wurden kalt. Ich warf einen Blick in den Seitenspiegel. Dort, wo ihr Atem mich berührt hatte, lag eine dünne Eisschicht auf meiner Haut, die verschlungene Symbole bildete. Es lief mir kalt den Rücken herunter.

Die Umstehenden murrten enttäuscht, weil nun doch keiner starb, und die Menge löste sich langsam auf. »Und dafür frier ich mir hier den Arsch ab ...«, hörte ich es leise aus den hinteren Reihen klingen.

»So eine Hexe!«, sagte Hannes, und wenn ich damals geahnt hätte, wie richtig er damit lag, hätte ich ihm allein dafür in die Eier getreten.



DRITTES KAPITEL: VERFÜHRUNG MIT HINDERNISSEN (Aufwärtshakenkreuz)

Mir war die Lust auf Disko ordentlich vergangen, aber Hannes ließ keine Ausreden gelten. Er zerrte mich mit einem grollenden: »Los, muss jetzt was Dämliches flachlegen« an der Schlange vor der Kasse vorbei. Als das Pärchen an der Spitze (er: Typ aufgedonnerter Bengel in der Bankausbildung, sie: Backwarenfachverkäuferin mit großer Ähnlichkeit zum Teig, mit dem sie täglich umging) sich beschweren wollte, drückte Hannes ihnen wortlos einen Hunderter in die Hand, schob einen weiteren durch die Klappe im Kassenhäuschen und sagte: »Ein Erwachsener, ein Kind.«

»Sehr witzig«, sagte ich und tänzelte um Hannes herum, damit der breitgebaute Mann von der Sicherheit zuerst ihm eine einschenken würde. Doch der Mann nickte Hannes nur wohlwollend zu und dann waren wir auch schon auf dem Weg ins Innere des riesigen Unterhaltungstempels. Er warb mit fünf verschiedenen Diskos: Techno, Metal, Hip-Hop, Schlager und Oldies. Im Vorbeigehen am großen Lageplan sorgte der Zusatz »Oldies (90er)« dafür, dass ich mich sehr, sehr alt fühlte.

Im Inneren ging von einem zentralen Innenhof der Weg in die unterschiedlichen Bereiche ab und es war eine besondere Art von Kakophonie, wenn Wolfgang Petri und SlipKnot in einer unheiligen Allianz auf der einen Seite von der Hölle sangen, während wortlose treibende Technoböller auf der anderen Seite den Geräuschteppich für ein Duett von Michael Jackson und Sido bildeten.

Hannes steuerte zielstrebig die Schlagerdisco an. Als ich mich mit einem entsetzten Quicken gegen die Richtung wehrte, ver-

drehte er die Augen und brüllte mir ins Ohr: »Die Friseurinnen da sind leichte Beute!«

»Hölle, Hölle, Hölle«, kündigte Wolle mir an, was mich in seinen heiligen Hallen erwarten würde.

»Lass mal! Ich geh in die Oldies«, erklärte ich darum.

Hannes verdrehte erneut die Augen und folgte mir dann widerstrebend. Ein Bier und drei Lieder später war klar, dass wir die einzigen Oldies in der Oldies-Disko waren. Das älteste Lied war knapp vor der Jahrtausendwende ein Hit gewesen und bei unserem Eintritt hatten wir das Durchschnittsalter locker um fünf Jahre angehoben.

Das störte Hannes offensichtlich nicht. Während ich mich mit einem zweiten Bier darauf beschränkte, in die Schwaden der übertrieben häufig eingesetzten Nebelmaschine (ich mochte keine Nebelmaschinen) zu starren und mich zu fragen, ob diese Kinder nicht schon längst ins Bett gehörten, hatte Hannes diese Frage für sich bereits beantwortet: Sie gehörten, und zwar in sein Bett. Darum war er schon jetzt von zahlreichen weiblichen Geschöpfen umgeben, von denen ich beschloss, sie trotz gegenteiliger Indizien für junge Frauen und nicht für pubertierende Mädchen zu halten. Wie der Rattenfänger von Hameln lockte Hannes sie mit Alkopops an, die er großzügig in alle Richtungen verteilte. Es wäre ein spannendes mathematisches Problem, zu errechnen, ab wie viel Euro in Naturalien Hannes' Schnurrbart attraktiv wurde.

Meine Gedanken wurden von zwei Teenagern abgelenkt, die mit Sicherheit eigentlich noch nicht trinken durften. Die Mädchen, das eine im engen schwarzen Strickkleid, das andere in hautengen Lederhosen und knappem Top mit Glitzertotenkopf, knutschten auf der Tanzfläche und rieben sich aneinander. Ich glaubte über Madonnas *Frozen* (bei dem ich immer *Frohsinn* verstand) sogar das Quietschen ihrer aneinanderschabenden baugleichen Julia-Roberts-Gedenkstiefel zu hören.

Ich lehnte mich an die Bar und fand mich damit ab, dass ich hier den Rest des Abends verbringen würde. Es gab Momente, da fühlte ich mich total sexy und gutausehend. In diesen Momenten war ich auch sicher, eloquente und geistreiche Konversation führen zu können, charmant, witzig und ein begnadeter Tänzer zu sein.

Aber diesen Alkoholpegel hatte ich an diesem Abend noch lange nicht erreicht.

Auf dieses Stadium folgte dann meist nur einen oder zwei Wodka später der Glaube, mein Genital sei plötzlich auf dreifache Größe angewachsen und mein Gesicht habe sich zu einer Mischung aus George Clooney und Brad Pitt umgeformt. Leider stand ich mit dieser Meinung meist allein da.

Der DJ war sich für nichts zu schade und warf nun Boyzone in den Player. Ich wandte mich angeekelt ab und wollte mir einen Cocktail bestellen, stieß dabei jedoch eine junge Frau an. Genauer gesagt versank mein Ellenbogen einige Zentimeter tief in ihrer Oberweite, auf der ich dank Wonderbra mein Getränk bequem hätte abstellen können.

Sie kreischte empört auf und rief damit ihren Freund auf den Plan, einen kleinen, dafür aber breiten Glatzkopf, dessen Miene an einen Pitbull kurz nach seiner Kastration erinnerte – ein Gesicht voller Welthass.

»Ey«, sprach der abgebrochene Schwarzenegger mich an. »Packst du meine Frau an?«

»Nein«, sagte ich eilig. »Nein, nein! Das war ein Versehen. Mit dem Ellenbogen.«

Er stierte mich unverwandt an und kam mir dabei so nah, dass ich an meinem Kinn vorbei auf ihn hinabblicken musste.

»Tolle Frau«, versuchte ich die Lage zu retten, aber er grunzte bloß. »Tolle Ti ... Frisur«, fuhr ich fort und wich einen Schritt zurück. »Nichts für ungut!«

Ich wollte mich wegrehen, aber der Mann wirbelte mich am Arm mühelos herum, stieß mich gegen die Theke und holte aus. Während ich mich noch fragte, ob er jetzt hochspringen oder auf einen der Hocker klettern würde, um mich zu schlagen, sauste seine Faust auf meinen Bauch zu. Ich kniff die Augen zusammen und sah vor meinem geistigen Auge das Gesicht des letzten Glatzkopfs, der mich verprügelt hatte.

Während wir auf den Metallzaun zulaufen, der den Garten des Hauses von der Straße trennt, frage ich mich, wie ich in diese Lage geraten konnte. Aber als Petra dann beginnt hochzuklettern und ich ihr Hilfestellung leiste, indem ich mit beiden Hän-

den gegen ihren festen, runden Po drücke, fällt es mir wieder ein: Testosteron.

Ich habe Petra in der Antifa kennengelernt, und sie ist anders als die anderen Mädchen dort. Die sind damit zufrieden, in bunten Schalen gehüllt bei Kräutertee beisammen zu sitzen, sich sehr über das Unrecht der Welt zu empören und mit geharnischten Briefen an die Regime dieser Welt die Todesstrafe abschaffen zu wollen. Wenn sie der Aktionismus packt, verfassen sie Flugblätter und verteilen sie knallhart in der Fußgängerzone und selbstverständlich spenden sie jeden Pfennig Erlös der Antifa-Party einem guten Zweck. Seit ich Kassenwart bin, heißt dieser gute Zweck oft Mofareparatur oder erotische Fortbildungsvideos.

Es ist überdies bezeichnend, dass an unserer Antifa-Clique kein einziger Ausländer beteiligt ist, wenn man von der Halbtalenerin Raffaella absieht. Wir hatten mal einen Afrikaner, aber der wollte lieber mit den Yuppies rumziehen, denn die hatten Koks und wir nur billiges Gras.

Petra aber ist eine echte Macherin, die auch schon mal Graffiti auf Behördenwände sprüht oder Che-Guevara-Plakate an die Polizeiwache klebt und deswegen auch schon eine Vorstrafe hat, obwohl sie dieses Jahr erst zwanzig wird.

Nun also klettern Petra und ich über den Zaun von Schmauchmeisters Wertstoffhof, um dem stadtbekanntem Nazi eine Lektion zu erteilen. Wir haben einige Plastikflaschen mit Rinderblut (natürlich Bio) in den Parka-Jackentaschen, mit dem wir Antifa-Parolen an die Wand seiner Lagerhalle schreiben wollen.

Mit einiger Mühe schaffe auch ich es über den Zaun und wenig später ziehen wir den Pinsel über die von Regenflecken graue Wand. »Jeder ist irgendwo ein Ausländer«, schreibe ich und die Buchstaben sehen aus wie die eines Vorschulkindes.

»Verreckt, ihr Nazischweine!«, schreibt Petra in kantigen, aggressiven Lettern, aus denen ihre Verachtung spricht.

»Nazis raus«, schreibe ich und male zur Verdeutlichung meiner Empörung ein großes Ausrufezeichen.

»Wer Hass sät, soll Hass ernten«, schreibt Petra und zeichnet einen Totenkopf dahinter.

Ich kann natürlich nicht zulassen, dass sie mich an Chuzpe übertrifft, schreibe: »Wir hängen euch an euren Hakenkreuzen

auf!« und füge nach kurzem Zögern weitere drei Ausrufezeichen hinzu. Erst als ich zufrieden einen halben Schritt zurückgehe, erkenne ich, dass ich »Hackenkreuzen« geschrieben habe. Ich übermale den überschüssigen Buchstaben eilig, aber nun sieht es aus wie »Halkenkreuz«.

Während ich noch nach einer Lösung suche (ich kann das Wort ja schlecht durchstreichen und drüberschreiben), legt sich eine kalte Pranke auf meine Schulter.

»Na, was wird das denn?«, fragt ein Bass, den ich eher im Bauch spüre als höre. »Was sind denn Halkenkreuze?«

Petra ruft: »Scheiße!«, lässt den Pinsel fallen und sprintet davon. »Lauf!«, ruft sie mir noch zu, aber als sich die Hand wie ein Schraubstock um meine Schulter schließt, muss ich die Fruchtlosigkeit jedes Fluchtversuches einsehen.

Ich werde herumgedreht und blicke in das vierschrötige Gesicht von Schmauchmeister junior. Er trägt nur eine enge Boxershorts und Springerstiefel – offensichtlich haben wir ihn geweckt.

»Äh, ich ...«, sage ich, und weil ich ihm nicht in die Augen sehen kann, wandert mein Blick über die mit Ranken verzierte Tätowierung auf seiner Brust. Ein Hakenkreuz in einem Kreis, auf dem wiederum ein Adler sitzt. Darunter steht in Frakturschrift: »Meine Ehre heißt Treue«. Als er jetzt drohend die andere Faust hebt, leuchten schwarz auf seiner bleichen Haut die Buchstaben »HASS« von den Fingerknöcheln. Ich lasse meinen Blick an dem Arm entlangwandern, stutze kurz bei dem roten Herz auf seinem Oberarm, über dem in einem mit Rosen verzierten Banner »Mama« steht, und sehe ihm ins Gesicht.

»Dafür muss ich dich leider umbringen!«, verkündet er und im nächsten Moment kracht seine Faust auf meine Nasenwurzel. Der Treffer wirft mich von den Beinen und es wird kurz schwarz. Als ich die Augen wieder öffne, dreht sich Junior gerade weg und hält auf einen Müllcontainer zu, aus dem einige Eisenstangen herausragen.

»Euch werd ich helfen«, murmelt er vor sich hin, während ich mich mit pochendem Gesicht auf die Beine kämpfe. Ich muss weg hier, das ist klar, aber wie? Durch die geschwollene Nase kriege ich kaum Luft.

Als ich mit dem Handrücken das Blut von der Oberlippe wische, kommt mir eine verzweifelte Idee. Ich ergreife eine der Flaschen

mit Rinderblut, schraube sie mit zitternden Fingern auf und erwarte Junior, der eine kurze, verrostete Eisenstange immer wieder in seine Handfläche klatschen lässt, während er auf mich zugeht.

»Keinen Schritt weiter!«, fordere ich. »Das hier ist Türkenblut!« Junior stutzt und bleibt stehen. »Was?«

»Türkenblut! Von einem jüdischen Türken!«

»Willst du mich verarschen?« Er kommt einen weiteren Schritt näher und ich nehme all meinen Mut zusammen und werfe die Flasche mit Wucht auf den Nazi. Er schlägt sie mit der Stange aus der Luft, aber dabei schwappt ein Schwall Blut auf sein Gesicht und seinen Oberkörper.

Ich renne los, sehe mich nicht um, und erreiche den Zaun, ohne dass mich jemand zu Boden gerissen hätte. Hinter mir höre ich Schmauchmeister fluchen. Erst im dritten Anlauf schaffe ich es über den Zaun, keine Sekunde zu früh, denn knapp unter meinen Schuhen knallt der Schlägertyp gegen die Stangen und versucht mich zu packen. Ich springe aus seiner Reichweite, suche eine Sekunde lang nach einem coolen Action-Einzeiler, den ich ihm um die rinderblutverschmierten Ohren hauen kann, aber dann macht er sich daran, ebenfalls über den Zaun zu klettern und ich nehme die Beine in die Hand. Während ich keuchend und mit vor Schmerzen beinahe explodierendem Kopf die Straße entlangrenne, beschließe ich, mich aus dem aktiven Antifa-Dienst zurückzuziehen und nur noch Briefe zu schreiben. Irgendjemand muss die Amerikaner ja davon überzeugen, keine Gefangenen mehr hinzurichten. Wenn ich mich da reinknie, sollte das bis Ende des Jahres geschafft sein.

Ich erwartete den Schmerz, aber die Faust traf mich nicht. Stattdessen grunzte der laufende Meter wütend auf, so dass ich es riskierte, kurz zu blinzeln. Eine junge, atemberaubend hübsche Frau stand neben ihm. Sie war in ein blau schillerndes Kleid gehüllt, mit tiefem Ausschnitt und langen, weiten Ärmeln, das mich an Maid Marian aus dem Disney-Film Robin Hood erinnerte. Dazu passten auch die fuchsroten Haare. Ihre Figur, um die sie jede Sanduhr beneidet hätte, erinnerte dagegen eher an Filme mit einer höheren Altersfreigabe.

Ihre Finger umfassten das Handgelenk des Mannes knapp hinter der Faust, die nur wenige Zentimeter vor meinem Bauch

schwebte. Der Mann grunzte nochmal, aber es schien, als sei sein Arm wie versteinert. Die Frau beugte sich zu dem Kleinen herunter, was mir einen tiefen Einblick in ihr Dekolleté erlaubte, in dem sich makellose, glatte Haut und die Wölbung ihrer Brüste offenbarten, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Es dauerte einen kurzen Augenblick, dann wurden die Augen des Mannes glasig, er lächelte dümmlich und ließ die Hand sinken.

»Ja, das machen wir«, sagte er wie in Trance, nahm seine verwunderte Freundin bei der Hand und schob die Glasnudelblonde vor sich her zum Ausgang. »Kennst du die Schlampe?«, fragte sein Anhang schrill, aber der Schläger schien es gar nicht zu registrieren.

Während ich dem Geschehen noch nachsah, kam meine Retterin einen Schritt näher, streckte mir eine schlanke Hand hin und sagte mit voller, warmer Stimme: »Veronique!«

Nachdem einige Sekunden vergangen waren, in denen ich sie stumpfsinnig angestarrt hatte, wiederholte sie: »Veronique! Das ist der Moment, wo du meine Hand nimmst und dich vorstellst.«

»Oh, sicher«, sagte ich und ergriff ihre Hand. Das Adrenalin der jüngsten Nahtoterfahrung ließ meine eigene so stark zittern, dass ich ihren Unterarm in Schwingung versetzte. »Klaus«, sagte ich. »Klaus Holger.«

»Klaus-Holger?«, fragte sie.

»Äh, ja. Holger ist der Nachname«, sagte ich und musste einen Großteil meiner Konzentration darauf verwenden, nicht in ihren Ausschnitt zu starren.

»Aha«, sagte sie und löste mit der anderen Hand meine klammernden Finger, um das Händeschütteln zu beenden. Ich zog meine Hand eilig zurück, bemerkte, wie ich rot wurde und erklärte überflüssigerweise: »Klaus ist der Vorname.«

Sie sah mich einen Augenblick mit gerunzelter Stirn an, dann entblöbte ein neuerliches Lächeln zwei Reihen makelloser, weißer Zähne. »Ich trinke Gin-Tonic«, sagte sie und legte eine Hand auf meine Schulter.

»Aha«, sagte ich. »Und, schmeckt gut?«

Sie löste die Hand von meiner Schulter, um sich damit die Schläfen zu massieren. »Das wird eine lange Nacht«, murmelte sie und atmete tief durch, was spannende Bewegungen unter

dem Kleid auslöste. Dann hob sie den Kopf wieder und sagte, mit einem mittlerweile angestrengten Lächeln: »Du sollst mir einen Gin-Tonic ausgeben!«

»Oh«, sagte ich und endlich holten meine trägen, in Adrenalin und Testosteron getränkten Gedanken die rasanten Ereignisse soweit ein, dass ich wieder handlungsfähig wurde. »Klar, gern«, beilte ich mich zu erwidern und wirbelte zur Theke herum, um das Gewünschte zu bestellen – und für mich einen großen dreifachen Wodka mit Eis.

Während ich auf die Drinks wartete, beschlich mich ein un-gutes Gefühl. Was wollte so eine Hammerfrau mit einem Typen wie mir? Sicher, die hübschesten Frauen waren oft mit den letzten Krampen zusammen, aber die hatten dann meist Geld. Mein erster Gedanke war, dass Hannes ein Edel-Callgirl für mich bestellt hatte, um sich am nächsten Morgen darüber schlappzulachen. Selbst ich wäre jedoch nicht so dämlich, eine solche Frau zu fragen: »Entschuldige, nur um sicherzugehen: Bist du eine Nutte, die mein Freund auf mich angesetzt hat?«

Also nahm ich die Getränke entgegen, drehte mich um und suchte den Raum ab.

»Danke«, sagte sie, nahm mir das Glas ab und folgte meinem Blick. »Was suchst du?«

»Die Kamera.«

Als sie nur fragend den Kopf schieflegte, erklärte ich: »So eine wunderschöne Frau wie du würde mich doch nie ansprechen. Das muss versteckte Kamera sein.«

Sie lachte und legte eine Hand auf meinen Unterarm, strich sich dann die Haare aus dem Gesicht. »Du bist süß, Holger ...«

»Klaus«, verbesserte ich.

»Klaus«, wiederholte sie und kam näher, sah mir tief in die Augen. Im ersten Moment wirkten sie hellgrün, aber je länger ich hineinsah, umso dunkler schienen sie zu werden.

»In dir steckt mehr, als du selbst ahnst«, sagte sie mit kehliger, sinnlicher Stimme und ihre Augen wirkten nun fast schwarz. In meinem Kopf klang ihre Stimme mit einem eigenen Echo nach, rhythmisch untermalt von meinem dumpfen Herzschlag, der nun, nach mehreren Minuten Dauerstakkato, wieder langsamer wurde. »Ich möchte dein Potenzial entfalten.«

Ich biss mir auf die Zunge, bis ich Blut schmeckte, um den in der Luft liegenden Witz nicht zu reißen. Die Schmerzen lohnten sich, denn sie lächelte mir vielsagend zu, nippte an ihrem Drink und leckte sich dann verführerisch über die Lippen.

Ich fühlte mich wie ein Kaninchen, das von der Schlange hypnotisiert wurde. Einer Schlange, die ich um alles in der Welt ins Bett kriegen musste. Der Gedanke an Sex mit Reptilien riss mich weit genug aus meiner Trance, um ein »Danke«, zu murmeln. Ob ich damit in größerem Maße ihr Kompliment meinte oder zu Gott sprach, der mir diese süße Frucht in den Schoß warf, weiß ich nicht zu sagen.

In diesem Moment schob sich eine Schnurrbartspitze in mein peripheres Sichtfeld und Hannes schnarrte: »Geiles Gerät!«

»Äh, Hannes«, stellte ich vor, während sich mein Freund der Hand meiner jungen Verehrerin bemächtigte, einen Handkuss mit bierfeuchter Rotzbremse darauf presste und »Auschante« sagte. Er meinte enchanté.

»Hannes, das ist ...« Mir wurde schlagartig eiskalt. In meinem Magen ballte sich genug Frost zu einem Klumpen zusammen, dass ich meinen Verdauungstrakt als Kulisse für den nächsten Ice-Age-Teil hätte vermieten können. Ich Vollesel hatte doch tatsächlich ihren Namen vergessen.

Hannes sah mich an, die Wunderschöne sah mich an, und beide wurden zunehmend ungeduldiger.

»Ihr wollt mich doch wohl verarschen«, schnappte die Frau, sprach dabei aber über die Schulter, als wolle sie jemanden schelten, der in ihrem Rücken stand. Als weitere drei Sekunden ins Land strichen, ohne dass mein schockgefrostetes Hirn auch nur eine Silbe ihres Namens preisgegeben hatte und nun auch jeder Rettungsversuch wie ein »Das ist die Mutter meiner zukünftigen Kinder« vergebens war, seufzte sie, wischte sich den Handrücken am Kleid trocken und sagte: »Veronique. Mein Name ist Veronique.«

»Natürlich«, rief ich und wollte mir mit der Hand vor die Stirn schlagen, benutzte dazu aber die Rechte, die noch immer meinen Wodka hielt. Ich war sehr stolz darauf, dass ich nicht allzu laut schrie, als der Alkohol mir in die Augen spritzte und sich wie Salzsäure darin ausbreitete.

Durch tränende Augen sah ich, wie Hannes der Frau seine Karte zusteckte und ihr beinahe mitleidig die Schulter tätschelte. »Ich

bin dann mal weg«, erklärte er mir, während er mir einigermaßen unauffällig einen Hunderter in die Tasche steckte. »Die Mädels glauben mir nicht, dass ich fünf Minuten die Luft anhalten kann.«

»Kannst du doch auch nicht«, sagte ich mit belegter Stimme und rieb mir die Augen.

»Ist doch scheißegal. Hauptsache, ich hab die erstmal im Whirlpool.«

Er klopfte mir auf den Arm, ging an mir vorbei, drehte dann aber noch mal den Kopf über die Schulter und flüsterte mir zu: »Wenn die Alte sich nach *der* Vorstellung nicht verpisst, dann heirate die!«

Damit war Hannes verschwunden. Ich blinzelte noch einige Male, klopfte mich nach einem Taschentuch ab und nahm auch dies noch von Veronique entgegen, als ich keines fand. Nachdem ich mir ausgiebig die Nase geputzt hatte, ohne mich abzuwenden (schlimmer konnte ich es ohnehin kaum noch machen) und sie aus brennenden Augen anblinzelte, lächelte sie zu meiner Überraschung wieder.

»Du bist echt ein totaler Verlierer«, sagte sie, aber ihre Stimme klang freundlich. »Vielleicht ist das sogar gut so.«

»Ja, ich danke dem Herrn jeden Tag auf Knien dafür«, gab ich etwas pampig zurück.

»Tanzen!«, befahl sie und zerrte mich zu *Rhythm Is A Dancer* auf die Tanzfläche. Nun tanzte ich schon zu der Musik, die ich mag, bestenfalls wie ein Teddybär mit Kinderlähmung, aber die schnellen Schläge dieser Technohymne überforderten mich völlig. Erst versuchte ich mit den Bässen mitzukommen, was sich anfühlte wie der *Grand-mal*-Anfall eines Epileptikers, dann wog ich mich zum Gesang, was mir nach wenigen Augenblicken jedoch erheblich zu schwul erschien, wenn ich heute noch bei Veronique landen wollte. Also beschränkte ich mich auf die Grundlagen. Schritt nach rechts, Bein ran, Schritt nach links, Bein ran. Wenigstens klatschte ich dabei nicht.

Veronique hingegen schien auf der Musik zu schweben. Ihre Hüften kreisten, sie fuhr sich durch das Haar, um die Hände dann an ihrem atemberaubenden Körper hinabgleiten zu lassen. Sie drehte sich auf der Stelle, ging leicht in die Knie und warf ihren Kopf nach hinten, wobei ihre Haare nur Millimeter vor meinem

Gesicht durch die Luft schwirrten und ihren betörenden Duft mitbrachten.

Diese Kombination – bei ihr ein erotisierender Schleiertanz, bei mir Benjamin Blümchen auf Speed – setzte sich durch Haddaways *What Is Love* fort, und als dann auch noch Culture Beats *Mr. Vain* aufgespielt wurde, bekam ich eine Idee davon, wie sich Prometheus am Felsen gefühlt haben musste. Ich wusste nur nicht, welchen Gott ich angepisst hatte, um so gestraft zu werden.

Endlich wummerte sich das Lied dem Endakkord entgegen und trotz meiner minimalistischen Tanzroutine hatte ich bereits ordentlich zu schwitzen begonnen.

Die ersten Töne von *Who wants to live forever* ließen mich Atem und Hoffnung schöpfen, doch dann rührte nicht etwa Freddy Mercury los, sondern Dune trällerte sich in die ersten Verse. Bevor ich endgültig an einen Voodoofluch glauben konnte, glitt Veronique nah an mich heran, schlang ihre Arme um meinen Hals und begann sich sanft zu wiegen.

Ich umfasste sie, widerstand nur mit Mühe dem Drang, sie fest an mich zu pressen, und folgte ihren Bewegungen. Ihr Duft stieg zu mir auf, und als sie ihren Kopf an meine Brust legte, war ich bereit, all mein Hab und Gut an die Armen zu verteilen und in ein Kloster zu ziehen, wenn ich nur dieses eine Mal meine Chancen nicht versaute.

Sie blickte zu mir auf, lächelte verführerisch und stellte sich dann auf die Zehenspitzen, um für einen winzigen Moment mit ihren Lippen beinahe meinen Mund zu berühren. Doch dann umfasste sie grob meinen Kiefer, drehte meinen Kopf zur Seite und wisperte mir ins Ohr: »Lass uns woanders hingehen!«



VIERTES KAPITEL: EKSTASE (Liebchen mein)

Wenig später zog Veronique mich in ein Taxi und fragte: »Zu dir?«

Ich erstarrte kurz. Ich konnte sie auf keinen Fall in meine veranzte Wohnung bringen. »Hier rechts siehst du meine Schimmelschwammsammlung, dort vorne kannst du den Ausblick auf eine rote Nachkriegsmauer genießen und hier geht es in mein Schlafzimmer ... beachte den Geruch nicht weiter, ich habe irgendwo eine Pizza verlegt.«

»Ich habe die Handwerker da«, sagte ich darum und war mehr als erleichtert, als sie dem Taxifahrer eine Adresse nannte. Der Mittvierziger mit Halbglatze und gelblichem Schweißbrand am Hemdkragen grinste anzüglich und fuhr los.

»Öh ... wohnst du in ...«, setzte ich an, aber da schlang Veronique ein Bein über mich, wobei ihr Kleid hochrutschte und halterlose Strümpfe an perfekten Oberschenkeln offenbarte.

»Halt die Klappe«, schnurrte sie und ihr warmer, weicher Körper bedeckte mich. Dann trafen sich unsere Lippen und ihre Zunge schoss forsch in meinen Mund, tanzte spielerisch herum, während sie ihr Becken in gleichmäßigen Bewegungen vor- und zurückschob.

Zum ersten Mal seit neun Monaten hatte ich eine Erektion und dann gleich eine, mit der man Nägel hätte einschlagen können. Ich erwiderte ihren Kuss gierig, ließ meine Hand über ihren Oberschenkel gleiten, stützte mit der anderen ihren Rücken und ließ sie zu ihrer vollen, festen Brust herumfahren. Als ich zupackte, stöhnte sie auf, warf den Kopf zurück und ich küsste ihren langen, makellosen Hals, glitt daran hinab, bis zu ihrem Dekolleté und ... bekam einen verbalen Tritt in die Weichteile, als der Taxifahrer

mit verschleimter Raucherstimme verkündete: »Da simmer schon. Elf–fuffzich machdas.«

Ich zahlte mit einem Zwanziger und ließ mich bereitwillig in ein Wohnhaus ziehen, das über eine eigene Zufahrt und eine Menge mit Chrom besetzte Bereiche verfügte.

»Bist du reich?«, fragte ich verwundert.

»Steinreich«, antwortete Veronique und setzte mit einem Zwinkern hinzu: »Und um Mitternacht verwandele ich mich in einen Frosch.«

»Ist mir egal«, sagte ich. »Ich würd' dich trotzdem vögeln.«

Kurz kam die Erotik ins Wanken, als uns beiden bewusst wurde, was ich gesagt hatte. »Also nicht, dass ich mit Tieren ... und schon gar keine Amphibien ...«, versuchte ich zu retten. »Ich meine ...«

»Halt die Klappe«, sagte die Frau meiner feuchten Träume bestimmt und schob mich in den Aufzug. Während wir nach oben fuhren, küssten wir uns erneut und sie schlang ihre Beine um meine Hüfte. Gern würde ich behaupten, dass sie leicht wie eine Feder war, und tatsächlich konnte sie höchstens halb so viel wiegen wie ich, aber ein Jahr ohne jede Bewegung hatte meinem Rücken nicht eben gut getan. Etwas knackte und ein stechender Schmerz durchzuckte mich, so heftig, dass ich Veronique fallen ließ.

Sie landete auf dem Po und schaute erst verdutzt, dann wütend zu mir auf: »Hast du sie nicht mehr alle?«

»Mein Rücken!«, beschwerte ich mich.

Sie sprang behände auf die Beine und stieß mich gegen die Fahrstuhlwand. »Willst du sagen, ich bin zu fett?«

»Nein«, wimmerte ich verzweifelt. Der Schmerz ließ langsam nach. »Ich bin zu schwach.« Prima, genau das wollte eine Frau von einem potenziellen Liebhaber hören: Ich bin ein Weichei, das unten liegen muss.

»Mann, du machst es mir echt nicht leicht«, seufzte sie und schob mich durch die sich öffnende Fahrstuhltür hinaus, durch einen Eingang, der mit einem Zahlenschloss gesichert war, in eine Wohnung, bei der sogar Hugh Hefner vor Neid Pipi in die Augen bekommen hätte. Ein abgesenkter Wohnbereich mit metergroßem Flachbildschirm und runder Couch bildete das Zentrum, umringt von einem Essbereich mit filigranen Möbeln, einer sauteuren Markenküche in Echtholz und einem Balkon, von

dem man über die ganze Stadt blicken konnte. Moderne Kunst hing an den Wänden und moderne Skulpturen (oder vergessener Sperrmüll) standen herum.

Veronique sagte: »Nimm dir einen Drink«, wies vage in die Richtung einer beleuchteten Bar und verschwand in einem Nebenzimmer. Sekunden später kam sie wieder heraus, erklärte: »Bad ist da drüben« und glitt durch eine andere Tür.

Ich nahm mir einen Whiskey, bei dem schon die Flasche so edel war, dass ich Angst hatte, sie zu beschmutzen. Ich entschied mich in einem akuten Stilanfall gegen Eis, ließ die rauchig-torfige Note meine Kehle herunterrinnen und erkannte: Je teurer der Whiskey, umso beschissener schmeckte er. Während ich eilig mit einer Spritze nachspülte, kam Veronique wieder ins Zimmer. Sie trug nur noch ihre hochhackigen Schuhe, die Strümpfe und einen Hauch aus Seide, der schon unter meinen Blicken zu reißen drohte. Ihre vollen Brüste, der runde Po und der flache Bauch zeichneten sich darunter so deutlich ab, als habe man sie in einen Nacktscanner gestellt. Sie lehnte sich lasziv gegen den Türrahmen und hauchte: »Hier bin ich. Zeig mir, dass du ein Jäger bist!«

Eine animalische Gier stieg in mir auf. Ich warf das Glas hinter mich, stürmte mit langen Schritten durch den Raum, packte Veronique und warf sie mir über die Schulter. Die Rückenschmerzen waren vergessen, mein Blut pulsierte mit übermenschlicher Kraft durch meine Adern. Ich würde dieser Frau zeigen, wozu ein richtiger Mann fähig war.

Veronique jauchzte, als ich sie herumwirbelte, doch ihre Freude erhielt einen Dämpfer, als ich sie versehentlich mit dem Kopf gegen den Türrahmen schlug.

»Oh mein Gott, das tut mir so leid ...«, sagte ich entsetzt, doch sie rief: »Mach weiter! Mach bloß weiter!«

Ich warf sie auf das mit Seidenlaken bezogene Bett, riss mir mit einem Ruck das Hemd vom Leib, strampelte die Schuhe ab und warf mich auf sie. Zuerst rieb sie sich noch mit verkniffenem Gesicht den Kopf, doch als ich besitzergreifend ihre Hüften umfasste, sie an mich zog und meinen Mund auf ihren Hals presste, wurde aus ihrem Murren ein lustvolles Keuchen. Ich umfasste ihre Brust, krallte dann meine Hand in ihr Seidenoberteil und fetzte es ihr mit einer Kraft vom Leib, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte.

Ich hatte keine Zeit, mich darüber zu wundern, denn in diesem Moment glitt ihre Hand zwischen uns und umfasste fordernd den ehemaligen Leistungsverweigerer.

Der Rest der Nacht war ein wilder Reigen der Lust, ein Wechsel zwischen fast tierhafter Wildheit und verspielter Zärtlichkeit. Ich hatte nie im Leben eine so tolle Frau im Bett gehabt, und ich war überzeugt, dass ich selbst nie zuvor im Leben eine so überzeugende Vorstellung als Liebhaber geliefert hatte. Als wir erschöpft in die schweißnassen Laken sanken, erinnerte ich mich in dem kurzen Moment zwischen Wohlgefühl und Schlaf versöhnlich an die schlimmste Liebesnacht, die ich jemals erleben musste.

»Coole Party«, murmele ich, während ich mich an den verkifften Mitbewohnerinnen und deren Freunden vorbei in Rosamunde-Gutelines Zimmer drücke, wo sie mich bereits auf dem Bett (oder richtiger: Futon) erwartet. Leider nicht in Negligé und lasziver Pose, sondern noch immer im braunen Wickelrock und Rollkragenstrickpullover. Wenigstens die Birkenstocks hat sie abgelegt. Ich mustere die klobigen Dinger und stelle mir plötzlich vor, wie es aussehen würde, wenn Birkenstock Pumps produzierte. Das entlockt mir einen keuchenden Lachanfall. Vielleicht hätte ich es mit den Haschkeksen doch etwas langsamer angehen lassen sollen.

»Was ist denn so komisch?«, fragt sie und ich winke ab: »Nix!«

Ich setze meinen Schlafzimmerblick auf (von dem mir erst viel später verraten werden sollte, dass er mich wirken lässt, als müsse ich dringend aufs Klo) und pirsche mich an sie heran. »Ich habe Wein«, verkünde ich und hole die Schraubflasche und zwei Plastikweingläser hinter dem Rücken hervor, die ich unter Einsatz meines Lebens aus der Küche entführt habe.

»Ne, du, ich trink ja nix«, verkündet sie, klopft aber neben sich auf den Futon und ich folge eilig, lande nicht richtig auf der Kante und purzele zu Boden. Obwohl ich mir den Kopf stoße, finde ich auch das unglaublich komisch und klettere lachend aufs Bett. Rosa verzieht keine Miene, küsst mich aber, als ich es endlich auf den klumpigen Futon geschafft habe. Ich packe sie, voller informatikstudentischer Ungeduld, küsse sie und stecke ihr die Zunge in den Hals.

Sie quiekt, zieht den Kopf zurück und sagt: »Ne du, keine Zunge, ich nehm' doch kein Fleisch in den Mund.«

»Oh«, sage ich und verabschiede mich schon mal von einem weiteren Highlight, das ich mir für diese Nacht erhofft hatte.

Wir küssen uns noch eine Weile wie Klosterschwestern, bis ich meine Fassung weit genug wiedergefunden habe, um langsam meine Hand unter den Pullover gleiten zu lassen. Er ist aus Naturwolle und kratzt wie ein Topfschwamm. Kurz bevor ich ihre Brust erreiche, hält sie meine Hand fest.

»Du, ich muss erstmal in Stimmung kommen«, erklärt sie. »Willst du was für mich tun?«

»Alles«, sage ich und es erschreckt mich ein wenig, wie ernst ich das meine. Meine Erektion presst sich schmerzhaft in die vor wenigen Stunden noch in der Badewanne eingeschrumpfte Jeans.

Ihr Atem geht sofort schneller und sie beugt sich vor, bis sie über meinen ausgestreckten Beinen liegt. »Spanking!«, freue ich mich und will ihr schon die Hose herunterziehen, da richtet sie sich wieder auf und drückt mir ein Buch in die Hand. *Rilke: Seine schönsten Gedichte*.

»Lies mir vor!«, fordert sie schwer erregt und lässt sich auf den Rücken fallen.

Ich warte einen Augenblick darauf, dass sie den Scherz auflöst, aber sie windet sich nur voller Vorfreude und so beginne ich zu lesen: »Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen? Und gesetzt selbst, es nähme einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem stärkeren Dasein.«

Während ich mich durch die Lyrik des Altmeisters quäle, beginnt Rosa zu stöhnen, fasst sich zwischen die Beine und schiebt die Hand unter den Pullover. Das nun wiederum gefällt mir gut, aber ich kann es nur aus den Augenwinkeln beobachten, wenn ich im Halbdunkel nicht in den eng gesetzten Zeilen verrutschen will.

Nach vier Seiten halte ich es nicht mehr aus. Ich werfe das Buch beiseite und stürze mich auf Rosa, die nun deutlich williger erscheint.

»Doch alles, was uns anrührt, dich und mich, nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich, der aus zwei Saiten eine Stimme zieht«, zitiert sie und schält sich aus dem Pullover, um darunter lange Winterunterwäsche zu offenbaren. Ist die Frau am Äquator aufgewachsen, dass sie bei 25 Grad friert? Egal, auch aus dieser

Dämmung habe ich sie schließlich heraus und natürlich trägt sie keinen BH, so dass wir gleich zu Sache kommen könnten.

Doch da springt sie auf und ruft: »Warte mal!«

Da sie auf dem Weg zum Kassettenrekorder aus dem Wickelrock schlüpft, habe ich wenigstens einen einigermaßen erfreulichen Anblick, als sie sich zu dem Gerät herunterbeugt und ihn einschaltet. Sicher, weiße Oma-Unterhosen sind nicht eben mein Fetisch, aber die Drogen helfen!

»Darf ich Ihnen unsere Visitenkarte geben?«, schallt aus den Lautsprechern.

Ich blicke sie entgeistert an: »Was ist das denn?«

»Die drei Fragezeichen«, sagt sie mit vor Wollust geröteten Wangen und der Kassettenrekorder präzisiert: »Wir lösen jeden Fall!«

»Justus Jonas macht mich total scharf!«, erklärt sie und klingt dabei nicht einmal verschämt.

»Mich nicht«, erkläre ich ihr. »Mach doch lieber Musik.«

Sie schaut mich kurz an, scheint abzuschätzen, ob ich den Kompromiss wert bin, und trifft dann eine Entscheidung zu meinen Gunsten. Sie legt eine andere Kassette ein und ruft damit laute, dröhnende Trommeln und laienhaft gespielte, verstimmte Blockflöten ins Zimmer. Das Tempo dieser Geräuschketten (Musik kann ich es einfach nicht nennen) variiert so sprunghaft und unregelmäßig, dass ich schon im Vorfeld ahne, dass sie mein Timing nicht wirklich verbessern werden.

Rosa kommt nun aufs Bett zugehüpft, was mich die Musik für einen Augenblick vergessen lässt, gleitet auf meinen Schoß und streckt sich zu einem Regal, was ihre Brüste genau vor meinen Augen baumeln lässt. Ich greife beherzt zu und sie erhebt keinen Einspruch.

Doch dann legt sie unmittelbar neben meinem Kopf eine riesige Tigerente ab. Das Biest muss ein chinesisches Imitat sein, denn ihr Lächeln erscheint wie ein bösesartiges Grinsen und auch die Farben stimmen nicht.

»Das ist Robert«, erklärt sie. »Hab ich von meinem Papa. Der guckt immer zu.«

»Dein Papa?«, frage ich entgeistert und erwarte, dass die Tür aufgeht und ein gediegener Oberstudienrat mit einem Klappstuhl und einem Kaffeebecher hereinkommt, um mir danach Noten zu geben.

»Nein, Dummchen«, lacht Rosamunde–Gutelinde. »Robert hier.«

Ich schaue sie einen Augenblick an, dann auf die Ente, dann zwingt mich, nur ihre Brüste zu sehen und zu fühlen, aber es nutzt nichts.

Rosa schaut an mir hinab und sagt, halb mitfühlend, halb amüsiert: »Das macht doch nichts. Das kann jedem mal passieren!«

Als ich erwachte, war es noch tiefste Nacht. Ich blinzelte aus den samtigen Tiefen wohliger Erschöpfung schlaftrunken zu Veronique hinüber, die mit angezogenen Beinen nackt auf meiner Hand saß, so dass meine Handfläche eine ihrer Backen umfasste, und leise, unverständliche Silben murmelte. Ihr rotes Haar umringte ihren erhitzten Kopf wie eine Krone aus Fuchsfell und ihre Brust wölbte sich rund und perfekt als Silhouette gewordenen Bild weiblicher Sinnlichkeit mit steifem Nippel in die Nacht. Obwohl mein Kopf sich offenbar gerade zum Dichter mit blumigen Metaphern berufen fühlte, wollte mein Schwanz wie immer nur das eine. Ich beschloss, ihm nachzugeben, und hob die freie Hand, um sie sanft über den Rücken der Liebesgöttin neben mir gleiten zu lassen.

»Du bist heiß, soll ich mal oral Fieber messen?«, murmelte ich schlaftrunken.

Veronique zuckte zusammen, sah erschrocken zu mir hinab und sagte: »Scheiße!« Dann holte sie aus und schlug mir mit voller Wucht die Faust ins Gesicht. Zwei Gedanken huschten durch meinen Geist, bevor mir ihr Hieb die Lichter ausknipste. Der eine war: »So schlecht war der Spruch nun auch wieder nicht« und der andere: »Ich bin ziemlich sicher, dass ihre Augen nicht golden leuchten sollten!«

Als ich wieder zu mir kam, lag ein sirenenartiges Geräusch in der Luft. Entweder hatte ein Muezzin bei seinem Ruf vom Minarett mit massiven Rückkopplungen zu kämpfen oder es wurde gerade ein Test der Luftschuttsirenen durchgeführt.

Auf jeden Fall waren es etwa einhundert Dezibel mehr, als meine Kopfschmerzen brauchten, um zu florieren. Schwarze Punkte schwankten vor meinen Augen, als ich die verklebten Lider endlich aufbekam. Das an- und abschwellende Geräusch hatte jedoch

eine biologische Quelle: Eine ältere Dame in dickem Pelzmantel und mit Pelzmütze auf dem Kopf stand am Fußende des Bettes und kreischte, was die Lungen hergaben. Ihr mehrfach geliftetes Gesicht hatte dabei einen so böartigen Ausdruck, dass man ihr zutraute, die Nerze für den Pelz eigenhändig erdrosselt oder unter ihren kissendicken Silikonlippen erstickt zu haben.

»Pscht«, versuchte ich sie zum Schweigen zu bringen und richtete mich auf. Ein doppelter Fehler, wie sich herausstellte. Zum einen zeugten die schwarzen Punkte vor meinen Augen munter Nachwuchs und mir wurde erst schwindelig und dann schlecht. Zum anderen rutschte dabei die Decke von mir herunter und offenbarte mich der Alten in aller adonischen Nacktheit. Ihr Gekreische wurde eine Oktave höher. Es hätte mich nicht gewundert, wenn im nächsten Moment Fledermäuse gegen die Scheibe des Schlafzimmers geknallt wären, angelockt von den schrillen Frequenzen der Geriatrie-Sirene.

»Ruhe!«, keuchte ich und stützte mich auf dem Bettgestell ab, um auf die Beine zu kommen. Als die Alte zwar zurückwich, ihr Lärmen aber nicht einstellte, rief ich lauter: »Ruhe!«

Die Frau verstummte, griff in eine Gucci-Handtasche und zog eine Pfefferspraydose heraus. Zu meinem Glück hatte sie ihre Lederhandschuhe (vermutlich aus der Kopfhaut weißer Babyrobber genäht) noch an, weswegen es ihr misslang, die Schutzkappe abziehen. Ich torkelte nach vorne, um ihr die Waffe aus der Hand zu schlagen, was zwar klappte, mir aber eine weitere Übelkeitswelle bescherte. Ich blickte mich verzweifelt um, sah eine hohe weiße Vase und schaffte es im letzten Moment, dorthin zu schlittern.

Während ich mich in die Dekoration übergab, fing die Frau an, mir unter lautem Schimpfen immer wieder ihre Handtasche auf den Hinterkopf zu donnern, so dass meine Stirn mehrere Male gegen die Porzellankante knallte.

»Schatz, lass gut sein«, sagte eine ruhige, gesittete Männerstimme und tatsächlich ließ die Furie von mir ab. Ich blickte mich nach meinem Retter um, der sich als Rosine auf zwei Beinen herausstellte. Er war klein, faltig wie ein zerknülltes Papiertaschentuch und dunkle Altersflecken erweckten den Eindruck, jemand habe ihm die Weltkugel auf den kahlen Kopf tätowiert. Mit zitternder Hand richtete er eine uralte Pistole auf mich und fragte durchaus höflich:

»Hätten Sie die Güte, mir zu erklären, was Sie in meiner Wohnung machen? Ein Dieb sind Sie vermutlich nicht? Falls doch, muss ich Sie beglückwünschen. Sie werden dann wohl als das dümmste Exemplar Ihrer Gattung in die Geschichte der Zunft eingehen – posthum natürlich.« Er lud die Luger durch wie ein waschechter Bond-Bösewicht.

»Äh«, keuchte ich, wischte mir den Mund ab und rückte etwas von der übelriechenden Vase weg. »Wieso Ihre Wohnung?«

Der Alte musterte mich von oben bis unten und fragte: »Was glauben Sie denn, in wessen Wohnung gekommen zu sein Sie das Pech zu haben verdammt waren und behufs welcher Absichtlichkeit Sie hier zu logieren die Stirn haben?«

Ich blinzelte einige Male und musste dann zugeben: »Das habe ich jetzt nicht verstanden.«

»Offensichtlich Prekariat«, verkündete der Mann seiner Frau und sagte dann langsam, als spräche er mit einem Kind: »Was glauben Sie, wo Sie sich hier befinden, und wer sind Sie überhaupt?«

Ich berichtete ihm beides. Das geriatrische Traumpaar sah mich verwundert an und tauschte dann einen Blick.

»Eine wunderschöne Dame hat Sie also in unsere Wohnung gebracht, um hemmungslos mit Ihnen zu kopulieren, und Sie dann allein gelassen?«, fragte der Mann ungläubig.

»Genau!« Ich robbte langsam zum Bett, um nach meinen Sachen zu suchen.

»Sie?«, fragte die Frau, und sie hätte nicht zweifelnder klingen können, wenn ich ihr versprochen hätte, ihr strohiges Haar zu Gold zu spinnen.

»Ja doch«, betonte ich.

»Eine hübsche Frau?«, vergewisserte sich die Alte.

»Ja-ha!«

»Nehmen Sie Drogen, junger Mann?«, wollte der Alte wissen.

»Kein Grund, beleidigend zu werden.« Langsam ließen die Schmerzen weit genug nach, damit mir der Ernst der Lage bewusst werden konnte. »Ich kann es ja selbst kaum glauben.«

Der Alte nickte einige Mal langsam, dann ließ er die Waffe sinken und erklärte: »Das ist eine so haarsträubend dämliche Geschichte, dass ich geneigt bin, sie zu glauben.«

»Dann kann ich gehen?«, fragte ich hoffnungsvoll.

»Mitnichten«, sagte der Alte. »Wie gedenken Sie das angerichtete Tohuwabohu finanziell zu entgelten?«

»Öh«, sagte ich und beeilte mich, die Hose hochzuziehen. Wenn ich schon sterben musste, wollte ich wenigstens Beinkleider tragen. »Ich habe kein Geld.«

»Entleeren Sie Ihre Taschen«, forderte die Alte und der Opa hob die Waffe wieder. Ich folgte der Anweisung eilig, warf alte Taschentücher, ein ungeöffnetes Kondom (was eine Menge weiterer Fragen aufwarf, über die nachzudenken den Weg in den Wahnsinn zu beschreiten hieße), einen alten Dichtungsring und geschätzte zwanzig Euro in kleinen Münzen aufs Bett.

»Nun, das wird nicht reichen. Vielleicht sollte ich sie einfach erschießen, das verspräche amüsant zu werden.«

»Nein, nein, nein!«, flehte ich und hob abwehrend die Hände. »Ich mache alles, was Sie wollen.«

Der gehässige Blick, den die beiden Scheintoten sich daraufhin zuwarfen, ließ mich Schreckliches ahnen, und als die Alte dann auch noch anfang, ihre Klamotten abzulegen, wurde mir erneut übel. Doch sie beendete ihren Striptease of Death bei ihrem tief ausgeschnittenen Kleid. Ihr Mann war unterdessen zur sauteuren Stereoanlage geschlurft und wenig später donnerte ein feuriger Bossa Nova aus den Lautsprechern.

Die nächsten zwei Stunden verbrachte ich damit, meine Schulden abzutunzen, die pergamentene Haut der alten Dame unter meinen Händen, ihre betäubende Parfümwolke stets in der Nase. Als mich der Senior endlich mit einem wortlosen Kopfnicken entließ und ich an unzähligen Koffern vorbei aus dem Haus floh, war mir sogar die vom Berufsverkehr abgasgeschwängerte Morgenluft eine duftende Erleichterung.

»So eine Schlampe!«, murmelte ich grimmig vor mich hin, als die runzelige Haut weit genug aus meinem Geist gewichen war, dass ich wieder an Veronique denken konnte. »Aber warte, man sieht sich immer zweimal im Leben.« Der Gedanke daran, ihre glatte Haut und ihren zarten Duft noch einmal genießen zu dürfen, brachte trotz meiner desolaten Gesamtlage ein Ziehen in meine Lenden. »Veronique«, säuselte ich versonnen. »Na warte, du Luder!«

In diesem Augenblick kamen die Zweifel, ob nicht Hannes mir doch irgendeine üble illegale Voodoo-Droge vom Schwarzen Kon-

minent unter die Drinks gemischt hatte. Der gestrige Abend war einfach zu gut gewesen, um wahr zu sein, bestand mein Leben doch normalerweise aus einer Aneinanderreihung dampfender Ausscheidungen. In diesem Moment fuhr ein Laster durch die große Pfütze unmittelbar vor mir und nässte mich von oben bis unten ein.

»Quod erat demonstrandum«, rief ich laut und wischte mir die braune Brühe aus dem Gesicht.

Ein Jugendlicher, vermutlich auf dem Weg zur Schule, sah mich fragend an, doch ich blaffte bloß: »Kauf dir ein verdammtes Lateinbuch!« und stapfte los, wohl wissend, dass ich kein Geld für Bus oder Taxi mehr besaß und darüber hinaus nicht einmal ahnte, wo ich mich befand. Und trotz allem war es die Nacht mit Veronique wert gewesen. Ich musste sie wiedersehen!